

Das muss ich aber kaufen!

Autor(en): **Blocher, Eduard**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Mitteilungen des Deutschschweizerischen Sprachvereins**

Band (Jahr): **19 (1935)**

Heft 9-10

PDF erstellt am: **01.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-419753>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

einisch i guete Zyte eue Götli z'Paris i dr rote Mühli [im Moulin Rouge!] sy's Französösch probiert het. So ändere d'Zyte; bald sy höchi Hüet Mode, bald niederi, bald pffst me Berliner Schlagel, bald singt me wieder dr Wältscherohrerjodel.

Schließlich treibt ihn das Heimweh wieder

gäge heizue, is eigene Gärtli, wo men über d'Stadt us gheht, i Buechiberg, is Wasseramt, wo 's Läbe zieht am Sundig und Wächtig und d'Vüt, die armen und ryche, ob z'Fueß oder im Auto, i dr Bahn oder ufem Töff und Velo, eis und immer numme eis sueche: 's Glück! Und — mängisch vergässe, aß es nummen i dr Heimet lgt, im Heimet bim alte Wald, im Bärq, i de Fälder und Aecher, i de Gärte, i dr Stube ufem Bänkli, i dr Chilche, bimene Buech, bi fründlige Büte — und aß all die schöne, stillglänzige Sache nes guldigs Band cha überzieh und zämeha: M y M u e t e r s p r o c h.

Herr Brofi, oder „Man kann warten“.

Am Fenster einer Schusterwerkstätte ist etwa zu lesen: „Man kann warten“. Das ist unter Umständen sehr angenehm: man zieht den Schuh aus, und während der gute Mann die gerissene Naht in Ordnung bringt, unterhält man sich am bereit liegenden Lesestoff. Einen weniger menschenfreundlichen Sinn hat die Formel bei Herrn Brofi in Basel: Am 14. August abends stand in der N. Z. Z., unser Sprachverein sei mitschuldig an der Entstehung des Abulanismus; am 15. morgens sprachen wir auf der Schriftleitung vor mit der Frage nach Beweisen und erfuhren, daß der Satz auf Treu und Glauben aus Brofis Buch über „Irredentismus in der Schweiz“ übernommen worden sei; der zuständige Schriftleiter fragte aber sofort Brofi brieflich nach seinen Beweisen und ging dann in die Ferien ins Ausland. Nach der Rückkehr fand er als „Belege“ vor: die Schrift Emil Steiners von 1915, die wir längst als eine Schmähschrift zurückgewiesen haben und in der übrigens das Wort Tessin ein einziges Mal und in ganz unversänglichem Zusammenhang vorkommt, ferner unsere Jahreshefte 1912 (im Spätjahr erschienen), 1913 und 1915, in denen einige rot angestrichene Stellen beweisen sollten, daß wir an der Gründung der im Mai 1912 erschienenen „Abula“ mitschuldig seien. Weitere „Beweise“ waren in Aussicht gestellt. Da uns vor allem daran gelegen war, den Irrtum in der N. Z. Z. aufzudeckeln zu sehen, wollten wir ihre Unterhaltung mit Brofi nicht stören und sandten ihm daher unsere letzten „Mitteilungen“ vorläufig nicht; er muß aber davon gehört haben, und auf sein Gesuch schickten wir ihm das Blatt. Nun versprach er der N. Z. Z., uns eine Erwiderung zu senden, die ihr dann gerade als Beweis dienen sollte; vorläufig ging aber er selber in die Ferien, und als wir ihn etwas dringlich mahnten, schrieb er ein Brieflein: er lasse sich die Frist nicht vorschreiben; seine Antwort werde für uns noch früh genug kommen! Da er aber der N. Z. Z. immer noch Auskunft schuldig war, versprach er ihr die Erledigung auf Ende September, aller spätestens bis 16. Oktober. Bis heute, den 21. Weinmonat, ist noch nichts gekommen. „Man kann warten“.

Um aber inzwischen den Lesern doch etwas zu bieten aus den Geistesfähigkeiten dieses Herrn, wollen wir in seinem Buche einige andere Stellen betrachten, die unsern Verein nicht unmittelbar berühren, ihm aber nahe liegen.

Da spricht er von der Teilnahme, die man im Reiche draußen den Rätoromanen in Bünden zu widmen begon-

nen habe in der Hoffnung, das alte Rätien würde eines Tages „wie eine reife Frucht in den Schoß der Mutter Germania fallen“ und dieses „großdeutsche Interesse“ habe sich nach dem Kriege erneuert in einem Auftrag der Berliner Wochenschrift „Ring“, wo Erich Brod „am Romanentum scharfe Kritik übt und ihm den unabänderlichen Untergang weisagt“. Immerhin wünsche Brod „der vollberechtigten rätoromanischen Nationalität Stärkung und Förderung, um als Wall gegen das Italienerium dienen zu können“. Aber mit Unrecht vermissen er den „leidenschaftlichen Drang zur Selbsterhaltung“. — Aber wenn Brod die rätoromanische Nationalität doch als vollberechtigt anerkennt (wenn auch scheinbar nur als „Wall gegen das Italienerium“), so kann er sie doch nicht zugleich „in der Schoß der Mutter Germania“ treiben wollen, und in der Tat besteht Brods „scharfe Kritik am Romanentum“ einzig in dem Vorwurf, daß die Romanen es nicht kräftig genug verteidigen. Er unterschätzt wohl ihren Verteidigungswillen, aber über den Erfolg kann man in guten Treuen verschiedener Ansicht sein; denn man kann das Romanische wie das Schweizerdeutsche lieben und dennoch seinen Untergang befürchten. Brofis Widerspruch bewirkt eine völlige Entstellung von Brods Absicht.

Eine ähnliche Entstellung leistet er sich gegenüber Eduard Blochers Buch „Die deutsche Schweiz in Vergangenheit und Gegenwart“. Daß sich dessen Verfasser freut über „die vollständige Durchdringung einer romanisch sprechenden Bevölkerung mit deutscher Bildung und Kultur“, ist richtig, aber jeder Welsche oder Tessiner täte das Umgekehrte auch, und zum gegenwärtigen Zustand: „deutscher Kulturbereich bei nichtdeutscher Volkssprache“ sagt Blocher: „Kein deutscher Schweizer denkt daran, dieses Verhältnis zu stören“, im Gegenteil: „wir mögen dieses Stück Heimatleben wohl leiden, hören zudem diese Sprache gern — Um das Aussterben ihrer Sprache zu vermeiden, haben die Romanen einen Verein gegründet“. — Bei Brofi heißt das: Blocher „spöttelt über die Romanen, die einen Verein gründen, um das Aussterben ihrer Sprache zu verhüten“. Wo ist da der Spott? — Die Tatsache dann, daß bei uns der Staat, der „drei Amtssprachen anerkennt und sich aufs strengste hütet, die eine auf Kosten der andern zu fördern, Geld ausgibt für die Erhaltung einer vierten, die er nicht als Amtssprache anerkennt“ und daß „eine Mehrheit sich bemüht, die Sprache einer Minderheit gegen das Eindringen der eigenen zu schützen“ — das darf man doch wohl „ein eigenartiges Schauspiel inmitten des von Nationalitätenkämpfen zerrissenen Europas“ nennen; aber Brofi behauptet kühn, Blocher spottete mit diesen Worten „über die Generosität der Mehrheit“ — also wieder eine bewußte Entstellung. Auf solche Weise schufert er seine „Beweise“ zusammen. Aber „man kann warten“. Wir warten.

Das muß ich aber kaufen!

Unser Sprachverein bringt soeben etwas ganz Eigenartiges auf den Büchermarkt, nämlich ein Buch, das über unsere Familiennamen Aufschluß gibt. Damit geht ein alter Wunsch des Vorstandes und sicherlich auch sonst vieler Leute in Erfüllung. Denn an einer einigermaßen umfangreichen Zusammenstellung und Erklärung der deutschschweizerischen Familiennamen hat es bis jetzt gefehlt. Der Sprachverein war nun in der glücklichen Lage, einen der besten Kenner dieses Gegenstandes, Prof. Paul Dettli in St. Gallen, für diese Aufgabe zu gewin-

nen und das entstandene Werklein dem Verlage von Eugen Rentsch in Erlenbach zu übergeben, der seine Sachen immer in besonders geschmackvoller Ausstattung zu bieten weiß. So legen wir denn heute dem für geistige und heimatföndliche Dinge zugänglichen Teil des Schweizervolkes ein bestechend hübsches Büchlein auf den Tisch: *Deutschschweizerische Geschlechtsnamen* von Paul Dettli, verlegt bei Eugen Rentsch in Erlenbach-Zürich; in sehr hübschem Umschlag für 3 Fr. 60 Rp., in Leinen gebunden für 5 Fr. zu kaufen *).

Vor allem: es ist nicht ein Nachschlagewerk für Fachgelehrte, sondern in der Form gemeinverständlich gehalten; es wimmelt nicht von Abkürzungen, die man erst wieder nachschlagen muß, sondern ist zum Lesen eingerichtet; es redet nicht rätselhaft gewunden und ist nicht mit sieben Siegeln verschlossen, es redet wie ein Mensch zu Menschen. Unser Gedanke war, ein Buch zu schaffen, das sich als hübsches Weihnachtsgeschenk in allen Kreisen bewähren wird. So oft kommt einer auf den Gedanken oder taucht im Gespräch die Frage auf: Was bedeutet eigentlich unser Name? Oder der Name unseres Schwagers? Wie kann einer Balduf heißen, Lier oder Selzen? Woher kommt der Name Blumi oder Leuch? Auf solche Fragen gibt unser Geschlechterbüchlein Antwort.

Wie alle derartigen Bücher besteht es aus zwei Teilen: einer Abhandlung und einem alphabetischen Namenverzeichnis. Wer einen Namen erklärt haben möchte, sucht ihn im Verzeichnis und findet hier den Hinweis auf die Seite der Abhandlung, wo die Erklärung steht. Die Abhandlung umfaßt bloß 74 Seiten; das Verzeichnis enthält gegen 3000 Namen. Ein handliches, zierliches, sauberes Büchlein also, kein plumper Wälzer.

Aber jetzt — die große Enttäuschung des Lesers, der sich auf meinen Rat das so überschwänglich gepriesene Ding gekauft hat: gleich der erste Name, den er gesucht hat, der ihm aus irgend einem Grund der wichtigste ist, fehlt! Wie kommt das? Ehinger ist doch ein in Basel geachtetes Geschlecht; Guzwiler heißt im nahen Therwil jeder Dritte oder vierte Einwohner; die Solothurner, die Kamber heißen, dürften wohl erwähnt werden, wenn so ein gewöhnlicher Name wie Zürcher dasteht, als gäbe es da viel zu erklären; müssen denn die Zürcher auch hier wieder andern Schweizern vorgezogen werden? „Und mein eigener Name — ich heiße Lämmli — steht auch nicht da. Das Buch ist offenbar doch recht unvollkommen; jedenfalls ich kann nicht viel damit anfangen.“

Damit ist die Hauptfrage gestellt: wie ist bei der Auswahl vorgegangen worden? Sie stellt sich für jedes derartige Werk. Denn alle in der deutschen Schweiz vorkommenden Namen zusammenzustellen und ihre Herkunft zu erläutern, das ist ja fast unmöglich, und es wäre zudem gar nicht zweckmäßig. Wie ist nun Dettli bei seiner Arbeit verfahren? Beachten wir zuerst: es heißt nicht: die Geschlechtsnamen der deutschen Schweiz, sondern: Deutschschweizerische Geschlechtsnamen, also Namen, die, wenn nicht immer schweizerdeutsch, so doch deutschschweizerisch ihrer Art und Entstehung nach sind. Also wer Legrand oder Gallati heißt, wird seinen Namen hier nicht berücksichtigt finden. Sodann könnten hier wegbleiben die Hunderte von Namen, die sich ohne jeden Zweifel und ohne alle Gelehrsamkeit von selbst

erklären als Berufsnamen: Senn, Schmid; es wäre denn, daß etwa Nebenformen wie Fischler zu Fischer oder Müllner zu Müller oder sonst eine Eigenheit zu erwähnen waren. Auch Herkunftsnamen, etwa Frauenfelder, Dübendorfer, Berner wird man da nicht suchen; am Zürcher aber ist wirklich das Besondere, daß sich hinter diesem Namen auch Leute verstecken, die mit Zürich nichts zu tun haben, sondern früher zur Rehr geheißten hatten. Darum fehlen Guzwiler und Ehinger: sie sind sogleich aus Ortsnamen (Ehingen, Guzwil) ableitbar, und von ihnen gilt einfach, was der Verfasser in der Abhandlung über die Entstehung der Familiennamen aus Ortsnamen sagt. Ebenso sieht dem Lämmli jeder an, was es bedeutet, und Dettli berichtet ausreichend, was über derartige Uebennamen zu sagen ist.

Bei alledem bleibt richtig, daß mancher Name fehlt, den man mit Recht in dem Büchlein suchen könnte. Der Verfasser mußte aus der Fülle des allenfalls vorhandenen Stoffes behandeln, was ihm zugänglich war, was sich erklären ließ. Die sich ergebenden Lücken bedauert er selbst am meisten. Seinem Werk aber kommt dabei der besondere Wert zu, der hier entscheidend ist: es gibt kein anderes, ebenso vollständiges über unsere schweizerischen Geschlechtsnamen; es ist zur Zeit das beste und geradezu ein einzigartiges Nachschlagebuch. Wenn es nicht vollständig genug ist, der bedenke, daß ein vollständigeres ihm leicht des notwendigen höhern Preises wegen unzugänglich geworden wäre.

Wir haben Paul Dettlis Arbeit in die Reihe unserer Volksbücher aufgenommen; sie verdient wirklich ein Buch unseres Volkes zu werden.

Und laßt uns dran denken, wenn wir nächstens auf Einkäufe für die Festzeit ausgehen: „Das kann ich meinem Mann schenken; so etwas macht ihm Freude, oder auch meinem Ältesten“. Kein Lehrer, kein Pfarrer, kein Heimatkundler, kein geistig regsammer Schweizer, der sich das nicht gern schenken ließe.

Eduard Blocher.

Ein neues Hebelbuch.

Johann Peter Hebel. Von Wilhelm Altwegg. Mit 15 Bildern. 204 S. Text und 62 S. Anmerkungen. Geb. Fr. 10.— (Huber & Co., Frauenfeld/Leipzig).

Ein neues Hebelbuch, heute das Hebelbuch; denn seit 50 Jahren ist von diesem in seinen Werken und seinem persönlichen Leben so merkwürdigen und liebenswürdigen Manne keine Darstellung mehr erschienen, die auf die Quellen zurückgegangen wäre, neue erschlossen und die vielen zerstreuten Einzelzüge zu einem Gesamtbilde zusammengefaßt hätte. Daß wir ein solches Gesamtbild nun haben, ist wertvoll für unsere Gesamtheit, denn nicht alle Dichter erfreuen so sehr wie Hebel die breitesten Schichten des Volkes und zugleich die schmaleren der Gebildeten. Mit ungeheurem Fleiß ist der Stoff zusammengetragen, mit tiefem Verständnis erfaßt und in klarem Deutsch dem Leser geboten. Daß die Sprache überflüssige Fremdwörter fast völlig vermeidet, liegt in der Sache begründet und würde uns nicht auffallen, wenn es bei derartigen Werken nicht häufig anders wäre. Der Verfasser ist übrigens, wie wir mit Stolz vermerken, Mitglied unseres Vereins. Sie und da merkt man ihm ja schon an, daß er nebenbei auch noch — gut Lateinisch kann. — Ein schönes Weihnachtsbuch, das dazu anregen wird, auch das schöne Büchlein mit den Alemannischen Gedichten und das Schatzkästlein wieder einmal zur Hand zu nehmen.

*) Die Bestimmungen des schweiz. Buchhändlervereins gestatten leider nicht, das Büchlein unsern Mitgliedern zu ermäßigtem Preise abzugeben.